

# *Revue transatlantique d'études suisses*

5 · 2015

---

**Hugo Loetscher**

Entre écriture et traduction plurielles

Jeroen DEWULF, Manuel MEUNE



Université de Montréal

***Revue transatlantique d'études suisses 5.2015***

**Éditeurs:**

Jeroen Dewulf (jdewulf@berkeley.edu)  
Manuel Meune (manuel.meune@umontreal.ca)

**Directeur de la revue:** Manuel Meune

© 2015 - Section d'études allemandes  
Département de littératures et de langues du monde  
Faculté des arts et des sciences  
Université de Montréal

**ISSN - 1923-306X**

## SOMMAIRE

---

Jeroen DEWULF / Manuel MEUNE, « Avant-propos » / « Vorwort » ..... p. 4 / 6

### 1. Articles

Marie-Christine BOUCHER / Manuel MEUNE, « Du tischört à la panosse: une 'marche en crabe' transatlantique – ou l'art impur de traduire » ..... p. 9-26

Jeroen DEWULF, « De l'exiguïté de la Suisse à l'immensité du monde. Le concept loetschérien de 'Heimat plurielle', emblème de la nouvelle littérature de Suisse germanophone » ..... p. 27-42

Rosmarie ZELLER, « 'Ich sammle Grundsituationen, aus denen Gleiches folgt.' Zu Hugo Loetschers Poetik » ..... p. 43-56

Manuel MEUNE, « Langues du monde et désingularisation – le point de vue d'une autre Amérique latine sur la 'méthode Loetscher' » ..... p. 57-76

Waldo GROVÉ, « Von schwierigem jungem Mann zum Penner mit Ersatzherzen. Zu den unterschiedlichen Erscheinungsformen von Hugo Loetschers Figur des Immunen » ..... p. 77-83

Lucas GISI, « Auf der Suche nach dem Nullpunkt. Hugo Loetschers Geschichte der deutschsprachigen Literatur der Schweiz » ..... p. 85-93

Dominik MÜLLER, « Die Fotoreportagen als Teile von Hugo Loetschers Gesamtwerk. Die *Du*-Hefte über Salvador da Bahia und Chicago als Beispiele » ..... p. 95-110

Patric MARINO, « Tod in der Wunderwelt. Vom Roman zur Hörfolge. Hugo Loetschers Fortschreibung von *Wunderwelt* in der Erzähltradition der Bänkelsänger » ..... p. 111-125

### 2. Textes originaux

Hugo LOETSCHER / Jeroen DEWULF [Bearbeitung], « Wunderwelt. Ein Hörspiel nach dem Roman *Wunderwelt – eine brasilianische Begegnung* (1979) » ..... p. 127-145

Peter K. WEHRLI, « Vom Entweder/Oder und vom Sowohl/als auch. Ein Zürcher Capriccio » / « Du 'ceci-ou-cela' au 'ceci-et-cela'. Un caprice zurichois » ..... p. 146-155

# **„Ich sammle Grundsituationen, aus denen Gleiches folgt“**

## **Zu Hugo Loetschers Poetik**

Rosmarie ZELLER, Universität Basel

---

### **Zusammenfassung**

Hugo Loetscher, der als Journalist viel reiste, hatte ein starkes Bewusstsein von der Vielfalt der Welt, die er in seinem Werk mit literarischen Mitteln darstellen wollte. Die vorliegende Untersuchung geht der Frage nach, wie man mit literarischen Mitteln das Nebeneinander und die Gleichzeitigkeit der Welt darstellen kann. Loetscher wählte Protagonisten, die viele Rollen verkörpern und die Welt mit dem Blick des Ethnologen betrachten. Auf der sprachlichen Ebene brauchte er eine Vielfalt von Sprachvarianten, aber auch alle Arten von Ähnlichkeitsbeziehungen sowie Listen, um das eigene im Fremden und das Fremde im Eigenen darzustellen, ohne eine ideologische Position zu beziehen.

### **Résumé**

Hugo Loetscher, qui a beaucoup voyagé en tant que journaliste, a très vite pris conscience de la diversité du monde qu'il souhaitait représenter dans son œuvre au moyen de procédés littéraires. La présente étude cherche à savoir comment il est possible d'illustrer la coexistence et la simultanéité du monde par des procédés littéraires. Loetscher choisissait des protagonistes qui incarnent de nombreux rôles et qui regardent le monde dans une perspective d'anthropologue. Sur le plan linguistique, il utilisait un vaste éventail de variantes linguistiques, mais aussi toutes sortes de relations de similarité, ainsi que des listes, dans le but de représenter le familier dans l'étranger et l'étranger dans le familier, sans se positionner idéologiquement.

### **Abstract**

Hugo Loetscher, who travelled a lot as a journalist, was well aware of the diversity of the world that he wanted to represent in his work with literary procedures. The present study will try to answer the question of how to represent the coexistence and the simultaneity of the world with literary procedures. Loetscher selected protagonists who embody many roles and look at the world through the eyes of an anthropologist. On the linguistic level he used a great variety of linguistic variants, but also all kinds of similarity relations and lists to represent the familiar in the foreign and the foreign in the familiar without taking an ideological position.

Hugo Loetscher unterschied sich innerhalb der Schweizer Literatur der Siebziger- und Achtzigerjahre von seinen Schriftstellerkollegen vor allem durch seine Weltläufigkeit und dadurch, dass ihn die politischen Institutionen der Schweiz, die Armee, die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit nicht primär interessierte. Es gab denn auch nach der Publikation des *Immunen* (1975) und von *Wunderwelt* (1979) eine Diskussion, ob Loetscher überhaupt zur Schweizer Literatur zu zählen sei,<sup>1</sup> zu einer Schweizer Literatur, die damals vor allem durch das Leiden an der Schweiz als einem Kleinstaat gekennzeichnet war (Nizon 1963, Schmid 1970).<sup>2</sup> Hugo Loetscher litt nicht an der Schweiz und gehört nicht zur Betroffenheitsschule, ihm geht es nicht darum, die Misere des eigenen Ichs darzustellen, wie es ein Literaturkritiker bereits 1967 formulierte (Hamm 1967). Hugo Loetscher ist von dem Bewusstsein geprägt, dass wir zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit die ganze Welt besuchen können, und wir dadurch immer wieder zu Entdeckern von fremden Welten und Kulturen werden: „There is a good deal of intellectual adventure in it [in the journeys], namely, curiosity, and the wish to know what it actually means that for the first time our world can be comprehended as a whole.“ (Loetscher 1982, 19) Andererseits wird durch das Fremde auch das Eigene relativiert bzw. im Fremden kann auch das Eigene entdeckt werden. In Loetschers Werk spielt zwar die Schweiz auch eine Rolle – in den zwei ersten Werken sogar fast nur die Stadt Zürich – aber Loetschers Figuren bewegen sich auf vier Kontinenten – nur Australien wird, wenn ich richtig sehe, nicht bereist – und in den verschiedensten gesellschaftlichen Schichten. Die Vielfalt bezieht sich nicht nur auf die nationalen Kulturen, sondern auch auf die soziale Welt und ihre Vielfalt. Loetscher kann auch das eigene Land mit einem fremden Blick ansehen, so, wenn er auf die Frage eines Kindes, wer die Schweiz entdeckt habe, die Geschichte von der Entdeckung der Schweiz durch Indianer erfindet, wo die chemischen Fabriken zu Jungbrunnen werden und die Zürcher Banken zu einem geheimen Goldland, das von Zwergen bewacht wird (Loetscher 1985, 144 [*Der Immune*, später ‚IM‘]).

Im Folgenden soll es aber nicht um die Darstellung des Fremden bei Hugo Loetscher gehen, dies ist eine Seite seines Werks, die in der spärlichen Forschungsliteratur schon einige Aufmerksamkeit erhalten hat (s. Sabalius 1995, 2005, Dewulf 1999, 2005, Lützel 2005, Meune 2005), sondern um die Frage, mit welchen literarischen Mitteln man eine Welt darstellen kann, die fremd und zugleich die eigene ist, die, in der wir leben. Wie kann man „alles mit allem in Beziehung setzen“, wie es einmal in den *Papieren des Immunen* heisst (Loetscher 1986, später ‚PI‘, 258)? Wie erzählt man mit der Sprache, die notwendigerweise eine zeitliche Abfolge impliziert, das Nebeneinander und die Gleichzeitigkeit? Diese Fragen sollen im Folgenden beantwortet werden, wobei zugleich ein Beitrag zu Loetschers spezifischer Poetik und ihrer Einordnung in die Moderne geleistet werden soll. Loetschers Romane, insbesondere die beiden *Immunen*-Romane und die *Augen des Mandarin* enthalten metaliterarische Stellen, welche bisher in der Forschung kaum einen Niederschlag gefunden haben.

---

<sup>1</sup> In den beiden Bänden der Amsterdamer Beiträge zur Germanistik, welche der Schweizer Literatur gewidmet sind (Burkhard/Labrousse 1979, 1987), kommt Loetscher bezeichnenderweise nicht vor.

<sup>2</sup> Zu Loetschers Begriff der Heimat siehe hingegen seine Ausführungen in Loetscher 1982, sowie Dewulf 2013 und Dewulf in diesem Band (27-42).

## Loetschers Protagonisten

Loetschers Protagonisten – heissen sie nun Abwasserinspektor, Anna, die Kranz-flechterin, der Immune, H. oder Past – sind jeweils kaum charakterisiert in dem Sinn, dass ihnen eine Biografie, eine Familie, Freunde zugestanden würden. Man könnte sagen, dass Loetschers Figuren ‚Männer ohne Eigenschaften‘ sind, weil sie im Sinne von Musils Mann ohne Eigenschaften zwar durchaus Eigenschaften haben, aber in ihnen nicht aufgehen.<sup>3</sup> Sie wirken auch eigenschaftslos, weil ihnen jene typischen Eigenschaften fehlen, welche die Figuren des Romans des 19. Jahrhunderts kennzeichnen: Herkunft, soziale Stellung, Beruf, Aussehen, Wohnung, usw. Ja, sie haben keinen Namen oder einen nichtssagenden wie Anna oder einen metaphorischen wie Past. Schon 1956 hatte Nathalie Sarraute in ihrem Essay *L'ère du soupçon* betont, dass die literarische Figur immer mehr von ihren Eigenheiten verloren habe bis hin zum Namen (s. auch Zeller 1992, 123ff.):

Il [le personnage] a peu à peu tout perdu: ses ancêtres, sa maison soigneusement bâtie, bourrée de la cave au grenier d'objets de toute espèce, jusqu'aux plus menus colifichets, ses propriétés et ses titres de rente, ses vêtements, son corps, son visage, et, surtout, ce bien précieux entre tous, son caractère qui n'appartient qu'à lui, et souvent jusqu'à son nom.

Der Immune fühlt sich denn auch nirgends ganz zugehörig:

Als Sohn eines Arbeiters zum Beispiel war er in einem Proletarierviertel zur Welt gekommen; da sein Vater aber zeitweilig selbständiger Handwerker war, galt er als bessergestellt. Auf dem Gymnasium war er wieder Proletensohn, doch im Quartier hänselten sie ihn als „Herren-söhnchen“.

Diese Art von Nebeneinander und Gleichzeitigkeit wiederholte sich auf verschiedensten Ebenen. [...]

Er gehörte den verschiedensten Majoritäten und Minoritäten an, gleichzeitig und neben-einander, er hatte die gleiche Zugehörigkeit als Frage der Majorität und als solche der Minorität erlebt, und diese Zugehörigkeit konnte sich je nach Situation verschieben und sich im Laufe der Zeit ändern. (IM 366-367)

Ganz ähnlich heisst es noch in den *Augen des Mandarin* (Loetscher 1999, später ‚AM‘) „Sollte Pasts Kennzeichen etwas sein, das sich kontinuierlich änderte und sich nicht ein für allemal fixieren ließ?“ (AM 10) Die Soziologie hat längst festgestellt, dass Menschen im Laufe ihres Lebens nacheinander oder auch gleichzeitig verschiedene Rollen einnehmen, was aber nur selten Gegenstand der Literatur ist. Zur Zeit, als *Der Immune* erschien, reflektierte Max Frisch z.B. in *Mein Name sei Gantenbein* über die Identität und die Möglichkeit bzw. Unmöglichkeit für eine Person eingeschlifene Muster aufzugeben und sich in anderen Rollen vorzustellen. Frischs Personen scheitern regelmässig beim Versuch, aus den Rollen auszusteigen. Loetschers Figuren hingegen haben keine Probleme mit ihrer Identität und verschiedenen Rollen, die sie gleichzeitig oder nacheinander einnehmen. So stellt Loetscher den Immunen auch dar, als Journalisten, als Gigolo, als märchenerzählender Onkel, als Gespenst in einer Zürcher Bar.

---

<sup>3</sup> Auch Musils Mann ohne Eigenschaften wird ein Nachname verweigert, seine Familie ist auf den ziemlich am Anfang des Romans verstorbenen Vater und die Schwester reduziert.

Loetschers Figuren haben eine grosse Unabhängigkeit von determinierenden Faktoren wie sozialer Herkunft oder Zugehörigkeit zu verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen.

Nicht nur, dass der Immune den verschiedensten Gruppen angehört, sondern diese Zugehörigkeit ist auch nicht ein für allemal festgelegt, sie wechselt im Laufe des Lebens und sie macht nicht die Identität des Immunen aus. Typisch dafür ist, dass sich der Immune eine unzählige Anzahl von Vorfahren zulegt, so dass sich deren Einfluss annulliert (IM 87), während sich im 19. Jahrhundert einer wie G. Kellers Grüner Heinrich über das „Lob des Herkommens“ definiert. Hingegen findet sich in den Nachlasspapieren des *Mann ohne Eigenschaften* eine ähnliche Abwertung der Vorfahren wie bei Loetscher:

Zunächst hat er zwei, und das ist unbezweifelbar; bei den Großeltern aber sind es schon zwei zum Quadrat, bei den Urgroßeltern zwei zur Dritten und so fort in einer sich mächtig öffnenden Reihe, die sich nirgends bezweifeln läßt, aber das merkwürdige Ergebnis hat, daß es am Ursprung der Zeiten schon eine fast unendliche Unzahl von Menschen bloß zu dem Zweck gegeben haben mußte, einen einzigen der heutigen hervorzubringen. Wenn das auch schmeichelhaft ist und der Bedeutung entspricht, die der Einzelne in sich fühlt, so rechnet man heute doch zu genau, als daß man es glauben könnte. Schweren Herzens muß man also auf seine persönliche Ahnenreihe verzichten und annehmen, daß man „ab irgendwo“ gruppenweise gemeinsam abstamme. (Musil 1978, Bd. 1, 1436)

In den *Augen des Mandarin* nimmt Loetscher die Frage der Vorfahren wieder auf, indem er über seine „prähistorischen Vorfahren“, die Höhlenbewohner und die Pfahlbauer reflektiert, das können ja typischerweise nur die Vorfahren in einem sehr allgemeinen, menschlichen Sinn sein. Konsequenterweise haben Loetschers Protagonisten auch keine Nachfahren, und wenn sie einmal wie Past einen Sohn haben, stirbt er bezeichnenderweise.

Genau wie der Mann ohne Eigenschaften nach der eigenen Weise ein sinnvolles Leben zu führen sucht, so auch der Immune, wenn er darüber reflektiert, dass er sich mit nichts ganz zur Deckung bringen kann, dass seine Individualität aber gerade im übriggebliebenen Rest besteht: „es blieb immer ein Rest und immer wieder ein anderer, und diese gesammelten Reste machten ihn aus. [...] Zugleich aber enthielt der Rest, der nicht aufging, die nicht genutzten Möglichkeiten; er hoffte, dass sich darunter auch jene befand, auf seine eigene Weise etwas Menschen-Mögliches zu sein.“ (IM 366)

Loetschers Immuner ist im Sinne Robert Musils ein Mensch mit Möglichkeitssinn, er sieht immer auch die nicht genutzten Möglichkeiten. Das zeigt sich schon früh, wenn die Kinder heiraten spielen und er sich nicht entscheiden kann, welches Mädchen er heiraten soll, weil alle ihre Vor- und Nachteile haben:

Lediglich er mochte sich nicht entscheiden. Wenn er Pia heiratete, hatte die zwar die schönsten Zöpfe, aber dann wird ihm Erika nicht mehr erlauben, auf dem Fahrrad ihres größeren Bruders zu fahren, am liebsten hätte er sowieso Sonja genommen, die wartete im Milchladen immer, bis sie an der Reihe war. Er konnte der Entscheidung nur ausweichen, indem er sich als Pfarrer zur Verfügung stellte und alle Jungen und Mädchen verheiratete. (IM 14)

Loetscher interessiert nicht die Entwicklung des Individuums, seine Probleme und Konflikte, sondern ihn interessiert die Darstellung des Menschen-Möglichen. Darum bestehen seine Texte nicht aus einem chronologisch-logischen Ablauf, auch wenn wie im *Immunen* das biographische Muster manchmal noch durchscheint. Aber schon in den *Papieren des Immunen* haben wir es mit einem beliebig anzuordnenden Nachlass zu tun wie auch wieder in den *Augen*

*des Mandarin*. Das Menschenmögliche, das Loetscher darstellen will, kann ein Abwasserinspektor sein, der sich um seine eigene Nachfolge bemüht und die Welt mit dem Abwasserblick anschaut; eine in die Schweiz eingewanderte Frau, die sich mit dem Flechten von Kränzen durchschlägt (*Die Kranzflechterin*), ein Bauernknecht, der im 17. Jahrhundert am Krieg teilnimmt (PI), ein totes Mädchen aus dem armen Nordosten Brasiliens, dem erzählt wird, was aus ihm hätte werden können, wenn es länger gelebt hätte (Loetscher 1979 [*Wunderwelt*, später ‚WW‘]); ein Journalist, ein Intellektueller wie der Immune, der in der Welt herumreist, der sich an den verschiedensten Orten aufhält; ein Intellektueller, der dem Mandarin erzählt, was er mit seinen blaugrünen Augen im Laufe des Lebens gesehen hat. Loetschers Protagonisten sind immer unterwegs in den Quartieren der Stadt, in verschiedenen Ländern, auf verschiedenen Kontinenten. Um die Vielfalt der Welt zu erzählen, braucht Loetscher Protagonisten, die nicht festgelegt sind, die nicht ganz dazugehören und die die Welt häufig mit dem nicht wertenden Blick des Ethnologen betrachten, der sagt: „da machen sie es so, und anderswo eben anders.“ (IM 415)

### **Viele Sprachen – Sprachenvielfalt**

Es ist kein Zufall, dass Loetscher seine Vorlesungen an der City University of New York unter den Titel stellte: „How many Languages does man need?“ Gemeint sind mit den Sprachen nicht die Fremdsprachen, sondern die Sprachenvielfalt in der eigenen Sprache: die Soziolekte und Dialekte, die Fachsprachen und Jargons, wie sie Bachtin in seinen Reflexionen über den Roman charakterisiert:

Der Roman ist künstlerisch organisierte Rede Vielfalt zuweilen Sprachenvielfalt und individuelle Stimmenvielfalt. Die innere Aufspaltung der einheitlichen Nationalsprache in soziale Dialekte, Redeweisen von Gruppen Berufsjargon, Gattungssprachen, Sprachen von Generationen und Altersstufen, Sprachen von Interessensgruppen, Sprachen von Autoritäten, Sprachen von Zirkeln und von Moden, bis hin zu den Sprachen sozial-politischer Aktualität [...]. (Bachtin 1987, 157)

Sie dienen dazu, der Vielgestaltigkeit der Welt gerecht zu werden. Der Abwasserinspektor z. B. muss über den Fachjargon zur Beschreibung der Kanalisation und allem, was zum Bereich Abwasser gehört, verfügen. Im *Immunen* wird das Partygeplänkel ausgestellt:

Wer ist eigentlich diese reizende alte Person? Das wollte ich schon das letzte Mal fragen. – Die alte Schumacher? Sie kennen sie nicht? – Sie ist für ihr Alter sehr vif. Die Äuglein, die sie hat. – Und Humor hat sie, als ihr die Perücke rutschte. – Es ist schon erstaunlich, was man heute für Gebisse machen kann. – (IM 280-281)

Gerade, weil die Personen, von denen die Rede ist, nicht eingeführt wurden und wir sie nicht kennen, wird der Akzent auf die Art und Weise, wie man sich in diesen Kreisen und an solchen Anlässen ausdrückt, in den Vordergrund gerückt. Es geht nicht mehr um den Inhalt, was da geredet wird, sondern um das, wie geredet wird. Das ist auch der Fall, wenn Loetscher aus der Perspektive und folglich mit der Sprache des vom Land in die Stadt und direkt ins Zürcher Niederdorf, einer Ausgehmeile, wo in den Siebzigerjahren Prostituierte und Randexistenzen der Gesellschaft verkehrten, gekommenen Seppli spricht:



Als Seppli ins Dorf gekommen war, direkt vom Bahnhof über die Bahnhofbrücke voll in die Altstadt hinein, da hatte er sich gleich richtig eingeführt. Als er die Balestra betrat und einer der Stammgäste fragte: „Was ist das für eine Import-Nudel?“, blieb Seppli nur eines übrig. Er musste ihm ein Auge zupflastern. Aber mit nur einem Auge sah der blöd in die Welt, so pflasterte er ihm auch das andere zu; der musste in die Bergsteigerschule, um über seine geschwellenen Lippen hinwegzusteigen. (IM 70)

Vor allem Übertreibungen kennzeichnen diesen Jargon, während umgekehrt die Entlassung des Immunen sachlich im Stil des *Spiegel* oder ähnlicher Presseerzeugnisse erzählt wird mit der für diese typischen Erwähnung von Details, die für das Thema unwichtig sind:

Zur gewohnten Stunde, an einem Februar-Dienstagmorgen um 7.24 stieß I. (39) die Drehtür zu einem 2-Millionen-Nachkriegsbau in der Zürcher City auf. Der Pedell wunderte sich keineswegs, dass dieser Redakteur erschien, ehe er Mop und Eimer von der Frühreinigung weggestellt hatte. Er erinnerte sich später: „Es war wie immer.“ (IM 290-291)

Um auf die Anfangsfrage zurückzukommen: für Loetscher ist klar, dass man viele Sprachen braucht, um die Vielfalt der Welt darzustellen. Loetscher hat Michail Bachtins Romantheorie wohl nicht gekannt, sonst hätte er von dort wahrscheinlich den Begriff des ‚fremden Worts‘ übernommen. Bachtin sieht den Gebrauch des fremden Worts als eigentliches Merkmal des modernen Romans und seine Charakterisierung des Romans hätte Loetscher sicher gefallen:

Der Roman ist Ausdruck des galileischen Sprachbewusstseins, das sich vom Absolutismus der einheitlichen und einzigen Sprache losgesagt hat, das heißt, vom Bekenntnis zur eigenen Sprache als dem einzigen verbal-semanticen Zentrum der ideologischen Welt, und statt dessen die Vielfalt der nationalen, und, was die Hauptsache ist, sozialen Sprachen anerkennt, die alle im gleichen Maße befähigt sind, „Sprachen der Wahrheit“ zu sein. [...] Der Roman setzt die verbal-semantiche Dezentralisierung der ideologischen Welt voraus. (Bachtin 1987, 251)

Loetscher hat diese Erkenntnis in den *Papieren des Immunen* bildlich dargestellt, indem er dieselbe Metapher des galileischen Sprachbewusstseins benutzt wie Bachtin, sie allerdings in Handlung überträgt, die zugleich die Dezentralisierung vorführt: Der Immune liebt es in Papeteriewarenhandlungen zu gehen und nach Globen zu fragen, nicht, um einen zu kaufen, sondern um eines seiner Kunststücke vorzuführen:

er versetzte dem Globus einen Stoß, so daß die Erdkugel zu rotieren begann, und zwar so rasch, daß die Farben der einzelnen Länder und die Kontinente und Ozeane in einem bunten Wirbel ineinander übergingen. Sein Bravourakt ließ die Nabel der Welt und ihre Herzen verschwinden und zauberte alle Reiche der Mitte fort. [...] Wir redeten noch immer flächig statt kugelförmig, unsere Worte täten, als müssten sie die Erdumdrehung nicht mitmachen. So konnte er manchmal seiner Sprache einen Stoß versetzen und brachte sie zum Rotieren. (PI 257-258)

Aber wie bringt man die Sprache zum Rotieren? Indem man „alles mit allem in Beziehung“ setzt, wie der Immune feststellt. (PI 258)

### Ähnlichkeitsbeziehungen / Metaphern / Relativierung

Alles mit allem in Beziehung setzen heisst nicht zuletzt Ähnlichkeitsbeziehungen herstellen. Dies kann auf verschiedene Weise geschehen, zum Beispiel, indem ein Portugiese und ein Schweizer ihre Gemeinsamkeit entdecken, nämlich ihre Sehnsuchtskrankheit, das Heimweh bzw. die *saudade*:

Da begannen ein junger Schweizer und ein gestandener Portugiese ihre Sehnsuchtskrankheit zu vergleichen. Die eine stammte aus den Bergen und die andere von den Ufern. Der eine kannte das Firnlicht, die Schneeschmelze und die Lawine und der andere das Elmsfeuer, den Schiffsuntergang und die Springflut. [...] Der eine schrie sein Leiden den Bergen entgegen, aber diese waren aus Stein und hörten mit ihren Felswänden, Gletschern und Gipfeln nichts, sondern gaben all das, was man ihnen entgegenrief, zurück, drei- und vierfach [...]. Und der andere rief sein Leiden ins Meer hinaus, der Wind trug es fort, so dass jener, der Klagen beraubt, ein Schiff baute, um dorthin zu fahren, wohin der Wind seine Klagen entführt hatte. Als die beiden ihre Sehnsuchtskrankheit verglichen hatte, klopfte der Mestre dem jungen Schweizer auf die Schulter und ernannte ihn zu einem Süßwasser-Portugiesen. (PI 216)

Obwohl den Schweizer aus den Bergen und den auf das Meer ausgerichteten Portugiesen scheinbar nichts verbindet, wird in der Metapher des Süßwasser-Portugiesen eine Gemeinsamkeit hergestellt, die letztlich auf einer allgemein menschlichen Eigenschaft beruht, der Sehnsucht nach der Heimat bzw. nach der Ferne.

Diese Gemeinsamkeit kann sich auch auf rein geographische Gegebenheiten beziehen, so reflektiert das Ich, welches an dem minderen Fluss der Sihl in Zürich aufgewachsen ist, in *War meine Zeit meine Zeit*, Loetschers letztem Buch (2009, im Folgenden ‚WZ‘), darüber, wie die grösseren Flüsse die kleineren schlucken, wie die Limmat die Sihl schluckt: „Ein kurzes Stück weit flossen die beiden nebeneinander, das saubere Wasser der Limmat und das verschmutzte der Sihl, bis der bürgerliche Fluss den Proleten schluckte.“ (WZ 9) Jahrzehnte später entdeckt er dasselbe Phänomen beim Zusammenfluss des Rio Madeira mit dem Amazonas: „Kaum Gefälle, ein träges Geschiebe, kilometerweit nebeneinander herfließend, bis das trübe Wasser über das saubere siegte. Seither frage ich mich, ob die Sihl ein kleiner Amazonas ist und der Amazonas eine große Sihl.“ (WZ 9)

Wie dem Individuum durch die Multiplikation der Vorfahren seine Eigentümlichkeit genommen wird, so auch den beiden Flüssen, die sich auf verschiedenen Kontinenten befinden und sich in ihrer Grösse und Bedeutung stark unterscheiden, von denen der eine das Ich seit seiner Jugend begleitet, während der andere ein fremder Fluss ist. Auf diese Weise relativiert Loetscher auch das Fremde und das Eigene.

In den *Augen des Mandarin* stellt Loetscher eine solche Beziehung her, indem er nicht nur geographische Räume verbindet, sondern zusätzlich auch zeitliche Räume, indem er Past in der Gegenwart auf ein Pfahlbauerdorf treffen lässt, welches sich in jenem des Schulwandbildes spiegelt:

Unerwartet war das Lehrmodell aus Pappe, Kleister, Sand und Sägemehl lebendig geworden. [...] Nicht ein Hund aus Papiermaché, an seiner Stelle rüdigte Tiere, die jaulten und bellten; [...] Unter Palmen zwischen Kokosshalen ein aufheulender Motor. [...] Menschen, die nicht Felle trugen, sondern Jeans und T-Shirts [...]. Sofort liefen zwei Pfahlbauernbuben auf ihn zu; jeder zertrte Past in eine andere Richtung zu seiner „fucky-fucky-Schwester“. (AM 29-30)

Mit dem Bezug auf die prähistorischen Pfahlbauer schafft Loetscher einen Bezug zu den asiatischen ‚Pfahlbauern‘, die dadurch ein bisschen weniger exotisch sind. Zugleich wird aber diese moderne Pfahlbauer-Welt im Gegensatz etwa zu Ferienprospekten verfremdet dargestellt, indem die reale Welt der Armut und der Umweltverschmutzung in Beziehung gesetzt wird zur idyllischen, harmlosen Welt der prähistorischen Pfahlbauer, wobei zugleich der Abstand zwischen den beiden Welten deutlich wird. Es geht dabei aber nicht darum, zu sagen, man sei halt in Asien primitiv, wohne noch in der Vorzeit, sondern es geht darum, zu zeigen, wie es dasselbe an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten gibt.

Die zeitliche Abfolge interessiert Loetscher mit seiner ausgeprägten Vorliebe für Ähnlichkeitsbeziehungen nicht, sondern das Nebeneinander: „Im Grunde ließ ihn jegliches Hintereinander gleichgültig. Mehr als Abfolgen beschäftigten ihn Nebeneinander und Gleichzeitigkeit.“ (AM 38)

So aktualisiert Loetscher auch mit Vorliebe antike oder biblische Mythen und demonstriert damit ihr ‚Gleichzeitigkeit‘ bzw. Aktualität. Im Roman *Noah* (Loetscher 1984) löst der Bau der Arche ein Wirtschaftswunder aus mit allen Eigenheiten eines solchen. Der Reiz besteht aber vor allem darin, dass die Einzelheiten der Auswahl der Tiere, ihr Leben auf der Arche mit jener für Loetscher typischen Phantasie, die die Realität ‚erfindet‘, ausgemalt werden: auf der Arche stinkt es, die Läuse nehmen überhand, die Tierfreunde empören sich über die Tierhaltung auf der Arche. Der Mythos wird lebendig und bekommt damit ein Merkmal von Modernität, von Gleichzeitigkeit. Die Arche wird immer mehr zu einem Misserfolg, den nur noch die Sintflut verhindern kann. In den *Papieren des Immunen* findet sich die Geschichte von Ödipus, die nicht als Begegnung des Sohnes mit dem Vater erzählt wird, sondern als „Zusammenprall von Wanderer und Fahrer; es war die erste Konfrontation zwischen einem Fußgänger und einem Wagenbenutzer“ (PI 119), eine Konfrontation, die zugleich ausführlich geschildert wird. Zugleich ist Ödipus derjenige, der seinem Charakter entsprechend, jähzornig ist und daher keinen Schritt zur Seite tut, um den Wagen durchzulassen, was der Geschichte eine andere Wendung gegeben hätte. Beim Lösen des Rätsels der Sphinx kann Ödipus mit dem richtigen Wort die Sphinx töten, wobei er entdeckte, „daß das Wort eine Waffe ist.“ (PI 127) Ödipus wird so zu einem modernen Menschen, welcher das Wort als Waffe gebrauchen kann. Das Wiedererzählen antiker Mythen hat noch einen andern Aspekt, den Loetscher ebenfalls reflektiert: Im Grunde ist alles schon erzählt, und es bleibt noch, Bekanntes auf neue, unerwartete Weise vorzuführen, zum Beispiel „Venus modisch gekleidet auftreten zu lassen, als käme sie aus dem Hafenviertel“ (AM 273). Das ist genau, was Loetscher macht, wenn er Hermes „den Briefträger der Götter“ nennt, der „aus beruflichen Gründen an guten Verbindungswegen interessiert“ ist und der als Gott der Händler und Diebe auch „für Schmuggelpfade und Schleichwege zuständig“ ist (PI 119). Die Erzählung der Mythen in der Sprache der Gegenwart verfremdet diese und aktualisiert sie zugleich.

In einem berühmten Aufsatz über die zwei Achsen der Sprache hat Roman Jakobson 1956 die metonymische oder Kontingenzachse und die metaphorische oder Ähnlichkeitsachse unterschieden und zugleich nachgewiesen, dass es Menschen und insbesondere Autoren gibt, die die metaphorische Achse und andere, die die metonymische Achse bevorzugen (Jakobson 1974, s. auch Rolf 2005). Zeitliche Abfolgen gehören zur metonymischen Achse ebenso wie eine kausal-logisch erzählte Geschichte. Beides interessiert Loetscher nicht, auch wenn es in den frühen Romanen manchmal noch ein schwaches biographisches Gerüst gibt wie in der *Kranzflechterin* oder im *Immunen*, das aber schon von metaphorischen Konstruktionen überwuchert wird. Loetschers Vorliebe für Ähnlichkeitsbeziehungen zeigt sich nicht nur im

ausgedehnten Gebrauch von Metaphern und Vergleichen, sondern auch im Gebrauch von Personifikationen. So wenn er in *Wunderwelt* die Dürre anthropomorphisiert:

Die Dürre kam, seitdem sich die Großväter an die Großväter und an deren Geschichten vom Es-war-einmal erinnerten. So war sie auch einmal vor hundert Jahren gekommen. Da mergelte sie alles aus, was einen Tropfen in sich hatte. [...] Aber alles mochte die Dürre nicht vertreiben und auslöschen, sonst wäre niemand mehr dagewesen, dessentwegen es sich lohnte wiederzukommen. [...] Obwohl sie von Mal zu Mal mehr bedrängt wurde, sie blieb anhänglich, auch wenn immer mehr Staudämme und Erdwälle anzutreffen waren. [...] Als sie in dem Jahr kam, als Fatima geboren wurde, tat sie zunächst, als wüßte sie nicht recht, ob sie nur die eine oder andere Region drannehmen oder ob sie sich erst zufrieden geben sollte, wenn der ganze Nordosten ausgetrocknet war. (WW 13-15)

Diese Passage ist zugleich ein gutes Beispiel dafür, wie der Journalist Loetscher, der sich mit den Problemen des Nordostens Brasiliens beschäftigt hat, die Realität in Poesie verwandelt, indem er die Dürre als Person auftreten lässt, ohne aber dadurch deren Auswirkungen zu beschönigen.

Eine ähnliche Stelle, aber in einem ganz anderen Kontext, betrifft die unzählige Male beschriebenen und fotografierten Karyatiden auf der Akropolis, die im wörtlichen Sinn durch Loetschers Beschreibung lebendig werden:

Waren die Karyatiden Säulen, die davon geträumt hatten, Mädchen zu werden [...] oder waren sie Mädchen, die ihre Jugend retteten, indem sie sich in Marmor verwandelten und ihre Schönheit verdingten? [...] Ein Lord hatte eine von ihnen heraushauen lassen. Es hieß aber auch, sie habe dem Märchenprinzen so lange schöne Augen gemacht, bis er sie in einer Kiste ins British Museum entführte. (IM 233)

Loetschers Vorliebe für die Ähnlichkeitsachse zeigt sich auch in seiner Vorliebe für Assoziationen, die ein Kennzeichen seiner Schreibweise sind, wie der Immune auch selbst bemerkt, wenn er am Ende der *Papiere des Immunen* bei der Befragung durch die Polizei, feststellt: „Bei jedem Stichwort könnte ich mit einem andern Ereignis, einer andern Episode oder einem anderen Beispiel antworten.“ (PI 443) Es braucht nur ein Stichwort und schon kommen die Assoziationen. Nicht zufällig findet sich bei der Reflexion über das antike Alexandria die Bemerkung, es bleibe „eine Generation von Fußnotenschreibern auszubilden“. Das „Lokale, Übersehene, Vernachlässigte“ faszinierte (AM 273). Man kann das metaliterarisch lesen: Loetscher interessiert sich ebenfalls für das Übersehene, Vernachlässigte, für das Ungeziefer der Tiere in der Arche Noah, für die Art, wie Ödipus seinen Vater erschlagen hat, für den Pfahlbaueraspekt thailändischer Siedlungen, für das Zusammenfließen von Flüssen. Er kann über alle Grenzen hinweg assoziieren. Da Assoziationen im Prinzip unabgeschlossen sind, können auch die Texte immer weiter gehen, weshalb das Ende meistens kein logisches ist, sondern ein Totschlag, sei es, dass das Ich den Immunen mit dem Wecker totschießt, sei es, dass der Mandarin die Festplatte endgültig löscht.

Eine weitere Variante von metaphorischen Bezügen ist die Ausfaltung eines Paradigmas, welches in Loetschers Texten häufig als Liste realisiert wird. Eine Liste könnte sehr wohl auch der Repräsentant der syntagmatischen Achse sein, wenn sie z.B. als Wörterbuch daherkommt, wo die Abfolge willkürlich ist. Der Immune liebt es zum Beispiel im Wörterbuch zu lesen, um sich so vorzustellen, was es alles gibt:

So konnte er plötzlich nach dem Wörterbuch greifen und seitenlang ein Wort nach dem andern laut lesen; es hörte sich wie eine Litanei an; er nannte auch das Wörterbuch ein Buch der Bücher. Sein Vor-sich-hinlesen war eine Beschwörung all dessen, was es gab und was es hätte geben können. (PI 190)

Viel häufiger in Loetschers Romanen ist aber die Liste, die ein Thema ausfaltet wie zum Beispiel das der Verschiedenartigkeit der Städte: Es gibt die Registerarie der Städte, wo die Städte, die man nur vom Namen kennt, die Städte, die am Weg lagen, den man nicht genommen hat, die verpassten Städte, die verschiedenen Arten in einer Stadt anzukommen, die verschiedenen Arten in eine Stadt zurückzukehren, aufgezählt werden:

Von unzähligen Städten kennst du nichts als die Namen und von diesen wiederum viele nur, weil sie ein Lautsprecher ausrief. [...] Was haben die Städte geworben der Autobahn entlang. [...] Du aber bist durchgefahren oder hast die Umfahrung gewählt, eine Stadt mehr, von der du im besten Fall weißt, wie nah du ihr einmal warst. [...] Und neben den verpassten Städten die aufgeschobenen, aufgespart für ein nächstes Mal, als ob du immer ein Alter hättest, für das es ein nächstes Mal gibt. [...] All die Städte, die nötig waren, um in andern anzukommen. [...] Und die ausgebreiteten Städte, wie ein Teppich zum Empfang. [...] All die Städte, die im Niemandsland begannen, und die, die terrain vague geblieben sind. (PI 174-179)

Typisch ist, dass die Städte im Plural vorkommen, es gibt immer mehrere von derselben Sorte, es geht nicht um die individuelle Stadt, sondern um Kategorien von Städten. So gibt es auch die Verbotene Stadt, die Heilige Stadt, die Ewige Stadt. Die ewige Stadt ist aber nicht einfach Rom, die ewige Stadt könnte auch jene sein, die vor 5000 Jahren gebaut wurde und jetzt ausgegraben wird. Der goldenen Stadt wird die irdene gegenüber gestellt, irden, weil sie aus Lehm-Ziegeln gebaut ist. Von den wirklichen Städten geht es zu jenen, die man hätte bauen können und zu jenen, die durch Naturgewalten – Sturmflut, Vulkanausbrüche, Feuer – zerstört wurden (PI 186). Die Gesichtspunkte, unter denen die Städte in die Liste eingeführt werden, sind immer wieder andere: einmal ist das Kriterium, ob man die Stadt kennt oder nur den Namen, dann ist es die Gestalt der Städte, ob sie weit ausfransen oder ob sie im Niemandsland liegen, wie man in ihnen ankommt, ob vom Wasser her oder vom Land (PI 174-188). Diese Gesichtspunkte sind das Tertium comparationis, welches die Städte miteinander verbindet. Die Städte sind aber vor allem auch der Ort der Vielfalt, wo die verschiedensten Menschen vorübergehen, auf dem Hauptplatz einer Stadt sehen das Ich und der Immune die verschiedensten Rassen, was Anlass zu neuen Listen gibt:

Was es da alles an Haaren zu sehen gab, an seidenfädigem, krausem, struppigem, blondem, braunem und rotem, wie verschieden die Backenknochen ausgeprägt waren und wieviele Formen die Augen hatten und erst die Vielfalt der Nasen. (PI 189)

Eine andere solche Unterliste zu den Städten ist die der Strassen: es gibt Boulevards, Treppen, Sackgassen, Alleen, usw. Die Strasse ist unter diesem Gesichtspunkt nicht dazu da, dass man von einem Ort zum andern kommt, sondern sie erhält einen Eigenwert und wird dadurch auch zu einem Gegenstand der Poesie, weil die referentielle Bedeutung abgeschwächt wird (s. Jakobson 1979, 94ff.).

Die Listen können auch die Form der Negation annehmen, wenn alles das aufgezählt wird, was gerade nicht ist, was aber sein könnte. Ein besonders hübsches Beispiel ist die Beschreibung des Regens im Nordosten Brasiliens in der Erzählung *Wunderwelt*:

Es war nicht der Sankt-Josef-Regen, der sich am 19. März einstellt, weil Josef weiß, was es heißt, eine Familie ernähren zu müssen.

Es war nicht der Caju-Regen, der frühzeitig kommen muss, damit die Caju-Nüsse wachsen und die Sammler nicht umsonst warten. Es war ein anderer als der Kinderpipi-Regen, der nur tröpfelt, so dass man keinen Schirm nehmen mag, aber am Ende doch ganz nass ist.

Es war auch nicht der Greisen-Regen, der dünn und verzettelt laufen lässt, weil er nicht mehr halten kann.

Und auch nicht das Weibergeplätscher, unter dessen Klatsch und Tratsch aus heiterem Himmel sich das Wasser ergießt, aber ebenso plötzlich aufhört, weil es dem Regen in den Sinn kommt, dass etwas auf dem Herd steht. (WW 32)

Das, was wir als mehr oder weniger starken Regen wahrnehmen, wird hier in eine Vielfalt verschiedener Arten von Regen ausgefaltet, so dass uns einerseits bewusst gemacht wird, dass Regen nicht gleich Regen ist. Durch die Metaphern wird diese Aufzählung humorvoll und bekommt einen inneren Zusammenhalt: einmal ist das *Tertium comparationis* die Wirkung des Regens, nämlich Fruchtbarkeit.

Jedes Detail kann Anlass für eine Reflexion über die Vielfalt und die Unterschiede in der Welt werden, so zum Beispiel die Schuhe. Als ein Chauffeur in Südamerika nicht davon abzubringen ist, den Immunen für einen ‚Señor‘ zu halten, weil er Lederschuhe trägt, ist dies Anlass über die verschiedenen Arten von Schuhen nachzudenken:

Füße hatten sie alle, aber für die meisten waren die Schuhe die Hornhaut. Da waren alle die, welche barfuß gingen. Da waren jene, die Schuhe aus Tuch trugen, das war schon etwas zwischen Boden und Fußsohlen, und danach oder gleichwertig die Schuhe, deren Sohle aus Schnüren zusammengenäht waren, Hanfschuhe. Dann die Schuhe aus Plastik [...]. Es gab die Schuhe, deren Sohlen aus alten Autoreifen gelemmt waren. Und eben die Schuhe, deren Sohle aus Leder war wie das Oberteil [...]. (IM 391)

Es wird hier nicht gewertet, indem etwa Mitleid mit jenen, die keine Schuhe haben, vom Leser gefordert würde. Es wird beschrieben, was ist, mit dem Blick des Ethnologen.

Es ist kein Zufall, dass Loetscher eine Vorliebe für alle Arten von Listen hat, eine Vorliebe, die er mit andern modernen Autoren teilt (s. Perek 1978). Die Liste ist nie hierarchisch geordnet und vereinigt den Vorteil, dass alles gleichwertig ist, mit demjenigen, Ähnlichkeit und Vielfalt darstellen zu können. Die Liste ist das Mittel par excellence, um alle Mittelpunkte der Welt wegzuzaubern, wie es der Immune mit dem Rotieren des Globus macht.

Mittelpunkte können auch weggezaubert werden, indem sie ähnlich wie die Vorfahren multipliziert werden. In den *Augen des Mandarin* lässt Loetscher Past, der einem Land angehört, das sich lange als Herzen Europas und Europa als Mittelpunkt der Welt verstand, auf einen Vertreter des Reichs der Mitte treffen. Wenn es zwei Mittelpunkte gibt, relativieren sie sich gegenseitig. In den Papieren des Immunen ist von „Unserer Liebe zu den Rändern“ die Rede (PI 257). Ebenfalls in den *Augen des Mandarin* lässt Loetscher den Mandarin eine Notiz im Computer aufrufen: „Keine Hierarchie, sondern ein Nebeneinander. Hinfällig, was einst Zentrum, und Rand ausmachte. Entschuldigung, daß ich kein Reich der Mitte respektiere.“ (AM 356)

Dieses Nicht-Respektieren der Mittelpunkte und Hierarchien findet sich in Loetschers Werk in den verschiedensten Episoden. In den *Papieren des Immunen* entdeckt der Altphilologe Lukas bei der Begegnung mit einem Amerikaner, dass es mehr als eine Antike gibt, dass es auch

eine Antike in Asien und eine in Amerika gibt: „Lukas sah sich jemandem gegenüber, der über drei Antiken verfügte, während er nur eine hatte; und da beschloß Lukas, eines Tages mehr als nur eine Antike zu kennen.“ (PI 249) An einer Party erfährt der Immune, wie schnell man ‚in‘ und ‚out‘ ist. Zunächst ist der Immune total ‚out‘. Doch dann bringt er sich selbst in den Vordergrund, indem er fragt: „Kennt Ihr den bolivianischen Minenchor?“ Jetzt ist er ‚in‘, und die andern sind ‚out‘: „er war ‚in‘ dank einer Anstrengung seiner Phantasie.“ (IM 388)

Dank einer Anstrengung der Phantasie spiegelt Past die Diskussion um Fremdwörter, wie sie immer wieder aufkommt, im antiken Alexandria, das in den *Augen des Mandarin*, zu meta-literarischen Reflexionen dient:

Past war unsicher, ob er sich an ein Alexandria erinnerte, in dem die Bibliothek noch nicht abgebrannt war. Sollte sein Aemilius dort nicht jenem Hebräer begegnen, der in modischen Zirkeln Vorlesungen hielt, so daß man das Klischeewort *confusio* durch „tohuwabohu“ ersetzte, was einmal mehr zur Klage führte, daß das klassische Latein zusehends durch Fremdwörter verunreinigt werde. (AM 273)

Am Ende des Immunen heisst es, der Immune habe eine Sprache erfunden, „die er nicht als Vehikel verstand, sondern die immer genauere und feinere Unterscheidungen traf und mit ihren Regeln auf so viele menschliche Möglichkeiten wie nur denkbar Rücksicht nahm.“ (IM 418) Die Sprache nicht als Vehikel verstehen, heisst ihre referentielle Seite abschwächen, um sie zu de-automatisieren, um ihr ihre ursprüngliche Kraft zurückzugeben, wie es die russischen Formalisten formuliert haben, wie etwa Šklovskij in seinem berühmten Aufsatz (1969 [1914]), in dem er auch den Begriff der Verfremdung einführt.

\*\*\*\*\*

Hugo Loetscher besass zweifellos das galileische Sprachbewusstsein, von dem Bachtin spricht, und er hat mit verschiedenen sprachlichen Mitteln versucht, dieses umzusetzen, um von einer Welt zu berichten, die er als vielfältig und voller Möglichkeiten empfand, oder wie er in einer Notiz, die er den Mandarin auf Pasts Computer finden lässt, schreibt: „Ich sammle Grundsituation, aus denen ein Gleiches folgt, unabhängig von Zeit und Schauplatz – querweltein.“ (AM 350) Im Bewusstsein der Vielfalt der Welt versucht er sie ohne ideologische Raster darzustellen, nicht von einer festen ideologischen Position aus zu erzählen, sondern immer wieder einen Aussenstandpunkt einzunehmen, Fremdes und Eigenes sprachlich in Beziehung zu setzen, festzustellen, was es alles auf der Welt gibt oder in der Vergangenheit gegeben hat. Ja mehr noch, seine Phantasie zu erweitern. An einer Stelle macht sich der Immune klar, dass seine Phantasie „auch nur in die Schule gegangen ‚ist‘, welche der Immune selbst besucht hat.“ (IM 388) Daher kann er sich ein Spital, das keinen eigenen Kühlschrank hat, sondern die Medikamente in einer nahe gelegenen Kneipe eingelagert hat, nicht vorstellen (IM 397-398). Loetscher kann es sich wie der Immune nicht vorstellen, aber er versucht ständig schreibend, diese Grenzen zu erweitern, so dass er sich immer mehr vorstellen kann. Wenn er die Welt nicht von einer ideologischen Position aus darstellt, so hat er doch eine Position, dass es keine Zentren und kein Reich der Mitte gibt, dass es aber „querweltein“ menschliche Grundsituationen gibt.

## Bibliografie

- Bachtin, Michail M., 1987, „Das Wort im Roman“, in: ders., *Die Ästhetik des Worts* [Hg.: Rainer Grübel], Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Burkhard, Marianne/Labrousse, Gerd (Hg.), 1979, *Zur Literatur der deutschsprachigen Schweiz*, Amsterdam: Rodopi [Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, Bd. 9].
- /---, 1987, *Blick auf die Schweiz. Zur Frage der Eigenständigkeit der Schweizer Literatur seit 1970*, Amsterdam: Rodopi [Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, Bd. 22].
- Dewulf, Jeroen, 1999, *Hugo Loetscher und die ‚portugiesischsprachige Welt‘. Werdegang eines literarischen Mulatten*, Bern [u. a.]: Peter Lang.
- , 2005, „Transkulturelle Neujahrsgrüße. Globalisierung und Hybridität und Postmoderne im Werk von Hugo Loetscher“, in: Jeroen Dewulf/Rosmarie Zeller (Hg.), *In alle Richtungen gehen. Reden und Aufsätze über Hugo Loetscher*, Zürich: Diogenes, 163-183.
- , 2013, „Vom Diskurs in der Enge zum Diskurs in die Weite. Hugo Loetschers Konzept der ‚Pluralen Heimat‘ als Schlüsselbegriff in der neueren Literatur der deutschsprachigen Schweiz“, *The German Quarterly* 86.2, 123-140.
- Hamm, Peter, 1967, „Regnen lassen“, *Stuttgarter Zeitung*, 3. Juni.
- Jakobson, Roman, 1974, „Zwei Seiten der Sprache und zwei Typen von aphatischen Störungen“ [1956], in: Wolfgang Raible (Hg.), *Aufsätze zur Linguistik und Poetik*, München: Nymphenburger Verlag, 117-141.
- , 1979, „Linguistik und Poetik“, in: ders., *Poetik. Ausgewählte Aufsätze 1921-1971* [Hg.: Elmar Holenstein/Tarcisius Schelbert], Frankfurt am Main: Suhrkamp, 83-121.
- Loetscher, Hugo, 1979, [WW] *Wunderwelt. Eine brasilianische Begegnung*, Darmstadt: Luchterhand.
- , 1982, *How many Languages does man need?*, New York: City University of New York.
- , 1984 [1967] *Noah. Roman einer Konjunktur*, Zürich: Diogenes.
- , 1985 [1975], [IM] *Der Immune*, Zürich: Diogenes.
- , 1986, [PI] *Die Papiere des Immunen*, Zürich: Diogenes.
- , 1999, [AM] *Die Augen des Mandarin*, Zürich: Diogenes.
- , 2009, [WZ] *War meine Zeit meine Zeit*, Zürich: Diogenes.
- Lützel, Paul Michael, 2005, „Deutschsprachige Literatur über die ‚Dritte Welt‘. Hugo Loetscher im Kontext“, in: Jeroen Dewulf/Rosmarie Zeller (Hg.), *In alle Richtungen gehen. Reden und Aufsätze über Hugo Loetscher*, Zürich: Diogenes, 153-162.
- Meune, Manuel, 2005, „Von Sprache(n) in den Welten Hugo Loetschers – eine Perspektive aus dem anderen Lateinamerika“, in: Jeroen Dewulf/Rosmarie Zeller (Hg.), *In alle Richtungen gehen. Reden und Aufsätze über Hugo Loetscher*, Zürich: Diogenes, 77-101.
- Musil, Robert, 1978, *Der Mann ohne Eigenschaften* [Hg.: Adolf Frisé], Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Nizon, Paul, 1970, *Diskurs in der Enge*, Bern: Kandelaber.
- Perec, Georges, 1978, *La vie. Mode d'emploi*. Paris: Hachette.
- Rolf, Eckart, 2005, *Metapherntheorien. Typologie, Darstellung, Bibliographie*, Berlin/New York: de Gruyter.
- Sabalius, Romey, 1999, *Die Romane Hugo Loetschers im Spannungsfeld von Fremde und Vertrautheit*, New York [u.a.]: Peter Lang.
- , 2005, „Eine postkoloniale Perspektive – Brasilien als Beispiel“, in: Jeroen Dewulf/Rosmarie Zeller (Hg.), *In alle Richtungen gehen. Reden und Aufsätze über Hugo Loetscher*, Zürich: Diogenes, 122-137.



- Sarraute, Nathalie, 1996, *L'ère du soupçon* [in: *Œuvres complètes*], Paris: Gallimard.
- Šklovskij, Viktor, 1969, „Die Kunst als Verfahren“ [1914], in: Jurij Striedter (Hg.), *Texte der russischen Formalisten*, Bd. 1., München: Fink, 3-35.
- Zeller, Rosmarie, 1992, *Der Neue Roman in der Schweiz. Die Unerzählbarkeit der modernen Welt*, Freiburg/Schweiz: Presses universitaires.
- Schmid, Karl, 1963, *Unbehagen im Kleinstaat*, Zürich: Artemis.